

## **Transkript des Interviews mit Samuel Kobia über seine Zeit als ÖRK-Generalsekretär**

Wenn ich sagen sollte, welches meine schönste Erinnerung ist, dann würde ich wohl meinen Besuch in Ruanda nennen. Es war im Jahr 2004. Ruanda beging gerade den 10. Jahrestag des Völkermordes. Was mich damals zutiefst beeindruckte, war die Fähigkeit ganz normaler Menschen, und insbesondere von Christen, zu vergeben. Ein Volk, das so etwas erlebt hat wie das ruandische Volk im Jahr 1994, und dennoch sagen kann „Wir sind bereit zu vergeben, weil es auch noch ein Leben nach dem Völkermord gibt“, ist für mich zutiefst inspirierend. Und ich glaube, dass diese Fähigkeit das Beste zum Ausdruck bringt, was dem menschlichen Geist gegeben ist – die Fähigkeit zu vergeben, ohne natürlich das Geschehene zu vergessen.

In weniger guter Erinnerung habe ich an ein Erlebnis in den besetzten Gebieten im palästinensischen Westjordanland. An einem von israelischen Soldaten bewachten Übergang begegneten wir einem Mann mit seinem Pferd. Er erzählte uns, dass er mehr als zwei Stunden für eine Strecke gebraucht hätte, die er eigentlich in nur fünf Minuten zurücklegen kann - wenn der Übergang geöffnet ist. Als er ankam, war er jedoch geschlossen gewesen, und er musste einen großen Umweg machen, um zu seiner Farm zu gelangen. Was mich aber noch mehr an seiner Geschichte berührte und mich an meine Kindheit während der Kolonialherrschaft in Kenia erinnerte, war, dass er aufgrund der Bedingungen, unter denen die Palästinenser in den besetzten Gebieten leben müssen, nie in der Lage sein würde, seine Frau und seinen Sohn zu ernähren. Sie hatten deshalb vereinbart, getrennt zu leben. An der Art und Weise, wie er das erzählte, merkte ich, wie sehr er unter dieser Situation litt. Es erinnerte mich an eine Zeit, in der wir als Kenianer keinen Kaffee anbauen durften, weil dies den Afrikanern verboten war – denn Kaffee war eine Exportpflanze. Es erinnerte mich an eine Zeit, als mein Vater weggegangen war, um Arbeit zu suchen, und mehr als acht Jahre lang nicht zurückkommen konnte, weil die britische Kolonialregierung in Kenia in der Zwischenzeit den Notstand ausgerufen hatte. All dies rief Erinnerungen an meine eigene Vergangenheit wach und gleichzeitig machte es mir deutlich, dass auch heute noch Menschen unter ähnlichen Bedingungen leben müssen wie mein eigenes Volk vor 40 Jahren.

Einer der wichtigsten Fortschritte, den die weltweite ökumenische Bewegung in den letzten vier oder fünf Jahren meiner Meinung nach gemacht hat, war die Einberufung des Globalen Christlichen Forums im November 2007. Es war die breiteste Plattform christlicher Kirchen und christlicher Führungspersönlichkeiten aus aller Welt, die zu diesem Forum zusammengekommen waren. Mit seiner Hilfe treten wir als Mitglieder des ÖRK mit Nicht-Mitgliedern in Kontakt – der römisch-katholischen Kirche, den Pfingstlern, der Internationalen Evangelischen Allianz – und feiern gemeinsam die Gaben, die der Heilige Geist den Kirchen schenkt. Dies ist für mich ein immenser Fortschritt und ein ganz wichtiger Prozess. Natürlich ist es noch keineswegs das, was wir mit „sichtbarer Einheit der Kirche, die wir suchen“ meinen, aber zumindest ist es doch ein großer Fortschritt auf dem Weg zur sichtbaren Einheit.

Eine der größten Herausforderungen, die ich heute für die ökumenische Bewegung sehe, ist das nachlassende Engagement für die Einheit. Viele unserer Mitgliedskirchen sind voll und ganz damit beschäftigt, den Herausforderungen in ihren jeweiligen Ländern zu begegnen, wo viele Gläubige, die traditionell den großen protestantischen Kirchen, wie Methodisten, Presbyterianern oder sogar den Anglikanern angehörten, sich heute stärker zu Gemeinden hingezogen fühlen, die an keine bestimmte Konfession gebunden sind. Wenn Kirchen auf lokaler oder nationaler Ebene mit einer solchen Herausforderung konfrontiert sind, dann lässt ihr Engagement für die Einheit nach. Ohne die volle Beteiligung und das tiefe Engagement der ÖRK-Mitgliedskirchen für das Streben nach Einheit steht wiederum die ökumenische Bewegung vor einer immensen Herausforderung.

Im Zusammenhang damit muss der Rückgang der Möglichkeiten ökumenischer Ausbildung gesehen werden. Aus diesem Grund war ich immer glücklich, wenn ich Gelegenheit hatte, jungen Menschen zu begegnen – was hier im Ökumenischen Zentrum öfters der Fall war -, die sehr offen für Zusammenarbeit und offener als die ältere Generation für die Überwindung lehrmäßiger Unterschiede sind.

Ich wäre sehr glücklich, wenn wir in zwanzig Jahren so weit wären, dass wir Ostern an einem gemeinsamen Datum feiern könnten. Ob ich selbst dann noch da bin, weiß ich nicht, aber darum geht es auch nicht! Ein gemeinsames Osterdatum ist eines der Ziele, von dem ich hoffe, dass wir keine zwanzig Jahre mehr brauchen, um es zu verwirklichen. Ich glaube, es ist etwas, das wir erreichen können, und es wird ein sehr klarer, praktischer Schritt auf dem Weg zur sichtbaren Einheit sein. Aber darüber hinaus hoffe ich, dass wir – und damit meine ich alle christlichen Traditionen und Konfessionen - in zwanzig Jahren nicht nur Ostern, sondern auch die Eucharistie zusammen feiern können. Dafür bete ich, das hoffe ich, und ich bitte Gott inbrünstig darum, dass die Kirchen diesen Weg gehen.

Es ist schwer zu sagen, ob es rückblickend etwas gibt, das ich bedauere. Wenn, dann würde ich mir wünschen, dass ich mehr Zeit gehabt hätte, nicht nur, wie bereits erwähnt, für junge Menschen, sondern auch für die Kirchen. Ich nehme nur etwa ein Viertel der Einladungen an, die ich bekomme, etwa um Kirchen bei Feiern großer Veranstaltungen zu besuchen, ihnen einfach pastorale Besuche abzustatten oder aber, um Menschen in schwierigen Situationen die Solidarität des ÖRK zu bekunden. Ich bedauere sehr, dass ich dafür nicht genügend Zeit hatte.

Für mich als Afrikaner, der mitten in Kenias auf dem Land aufgewachsen ist und ein Schulsystem durchlaufen hat, das mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, war es - wie für viele andere auch - manchmal einfach nur Glück, die Grundschule abschließen zu können, ganz zu schweigen von weiterführenden Schulen, College, Universität usw. Für mich war die Wahl zum Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, also in die höchste Position, die es in der ökumenischen Bewegung gibt, zunächst einmal etwas völlig Unvorstellbares. Aber es war auch eine Erfahrung, die mich - wie keine andere zuvor – so sehr hat demütig werden lassen. Sie hat mir Gelegenheit gegeben, das Beste aus der afrikanischen Tradition und Kultur, das Beste aus meinem konfessionellen Hintergrund als methodistischer Pfarrer und das Beste, was ich als Mensch an Gaben habe, die Gott mir geschenkt hat, einzubringen. All dies in dieses Amt einzubringen, war für mich das größte Privileg, das einem Menschen zuteil werden kann. Das, was mich in diesem Amt getragen hat, sind die Beziehungen – die Beziehungen mit meinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, die Beziehungen mit der Leitung des Ökumenischen Rates der Kirchen, die Beziehungen mit unseren Partnern. All das hat mich gestärkt. Diese Beziehungsdimension ist es, die mich gestärkt und getragen hat. Und ich habe diese Dimension als Afrikaner mit in dieses Amt gebracht, denn wir legen in Afrika sehr, sehr großen Wert auf Beziehungen: Du bist, weil du mit anderen in Beziehung stehst, und weil du mit anderen in Beziehung stehst, bist du.